Visite-karten.

Die Damen der amerikanischen Gesellschaft haben ein neues Gebiet entdeckt, auf dem sich die Phantasie schöner junger Frauen nach Herzenslust tummeln kann. Und sogleich soll der Kunst dabei ein Feld wieder erobert werden, von dem die Nüchternheit unseres Zeitalters sie verdrängte. Die Kunst soll wieder auf der Visitenkarte zur Geltung kommen. Die amerikanischen Visitenkarten sind bekanntlich noch sakonischer als die unseren, sie enthalten keinerlei Titel. Sie verraten nichts als den Namen des Besuchers und wollen damit indirekt sagen: nur nach meiner Persönlichkeit will ich bewertet werden, nicht nach Rang, Titel und Reichtum. Das Prinzip ist sehr schön, aber es gibt doch Fälle, in denen ein kleiner Hinweis nicht unwillkommen ist.

Die Zofe bringt dir eine Karte, du liest einen Namen, dessen du dich nicht erinnerst. Ach, lieber Gott, wieviel Menschen kennt man nicht kennen, bei wievielen Vorstellungen versteht man keinen Namen! Und die Neugier regt sich auch ein wenig. Soll man empfangen? Soll man abweisen? Wie angenehm ist es in solchen Fällen, wenn die Visitenkarte wenigstens irgendeinen Schluß auf die rätselhafte Persönlichkeit zuläßt, die draußen im Wartezimmer harrt, bis die taktvolle Zofe vielleicht den Bescheid bringt: „Die gnädige Frau sagt, sie wäre ausgegangen." Das empfinden auch die Amerikaner: aber das grobe europäische Mittel der Standesangabe und der Titelaufzählungen soll im demokratischen Amerika kein Heim finden. Nein, man macht die Visitenkarte zu einer Art von Geschmacksprobe: sie soll mit künstlerischem Schmuck, mit einer zarten Gravure, einem diskreten Ornament geschmückt werden; sie soll irgendeine Zier erhalten, durch die die Nüchternheit des Kupferdruckes überwunden wird. Und man kalkuliert vielleicht nicht ganz unrichtig, daß der Geschmack, den der Besitzer der Visitenkarte bei der Auswahl des Ornamentes bekundet, in vielen Fällen charakteristisch sein wird und jedenfalls erkennen läßt, ob im Wartezimmer ein kultivierter und geschmackvoller Mensch wartet oder nicht. Der Geschmack ist freilich verschieden, aber was tut's: die elegante Amerikanerin hat jedenfalls Stoff zum Rätselraten, und ob die Lösung stimmt, ist ja schließlich nicht allzu wichtig.

Man knüpft mit dieser Ausschmückung der nüchternen modernen Visitenkarte übrigens an alte Traditionen gesellschaftlicher Kultur an. Während man im 17. Jahrhundert als Visitenkarte nur ein Stück Karton benutzte, auf den man höchst eigenhändig seinen Namen schrieb, entwickelte das Rokoko die Visitenkarte zu einem erlesenen kleinen Kunstwerk, und selbst Künstler wie Cochin verschmähten es nicht, die elfenbeinfarbenen Kärtchen der zierlichen Rokokodamen mit zarten kleinen Vignetten zu schmücken, mit Allegorien, Trophäen und zierlichen Symbolen.

Zur Zeit Winckelmanns wurden in Deutschland und auch in Frankreich Visitenkarten mit pompejanischem Schmuck modern und zur Zeit des ersten französischen Kaiserreiches sah man klassischen, antiken Schmuck, der Name prangte zwischen dorischen Säulen und Tempelgiebeln. Vor einigen Jahren wurde auch in Rußland ein Versuch gemacht, die Visitenkarte zu stilisieren; aber dabei handelte es sich freilich weniger um einen künstlerischen Schmuck: man stellte die Photographie in den Dienst der Visitenkarte. Neben dem Namen sah man dann ein Miniaturporträt der Persönlichkeit, die die Karte abgegeben hatte. Bei sehr hübschen Damen fand die Sitte viel Anklang, bei den weniger hübschen oder war sie nie sehr beliebt: und sie verschwand auch bald wieder von der Bildfläche. Für ihre neue Mode wollen die Amerikaner gern die deutsche Kronprinzessin in Anspruch nehmen; eine amerikanische Zeitschrift weiß ihren Lesern zu berichten, daß die Visitenkarte der Kronprinzessin Gravurenschmuck trage: um den Namen ranke sich eine zarte Girlande mit figürlichem Schmuck.

Das Korsett von Samoa.

In Boston wirkt eine Missionsgesellschaft, deren wohltätige Damen von den Bedürfnissen der braunen Damen im fernen Samoa herzlich wenig wissen. Und so kam es denn auch, daß sie eines Tages in eine für Samoa bestimmte grobe Kiste mit abgelösten Klebungsstellen auch ein altes Pariser Korsett legten, das eng genug war, um die schlankste Wespentaille noch dünner und graziler zu machen. Die Kiste kam auch richtig auf der kleinen Insel an, aber der Missionar, der auf ihr wirkte, mußte infolge einer besonderen Verkettung von Umständen mit demselben Dampfer, der die Kiste gebracht hatte, abreisen. So übergab er denn die Kiste dem Häuptling, erteilte den braunen Gläubigen seinen Segen und kletterte an Bord. Die Kiste wurde ausgepackt und mit einer Mischung von ratlosem Staunen und mißtrauischer Angst standen der Häuptling und seine Vertrauten vor dem Korsett. Milton, der Häuptling, schnallte es sich um das rechte Bein; aber als er fand, daß es zu unbequem und zu lästig war, legte er es wieder ab und berief die Alten des Stammes zur Beratung.

Es war klar, daß das Korsett irgendeinen bestimmten Zweck hatte, aber welcher Zweck sollte das sein? Ein graubaartiger Aeltester erhob sich und hielt eine lange Ansprache. Der Mann hatte eine recht zänkische Gemahlin, und sein Leben bestand aus Tagen häuslicher Nöte. Da empfand er, was seinem Sinne am nächsten liegen mußte. „O, Häuptling," so rief er, „ich glaube, man hat uns dies geschickt, um ein Mittel zu haben, unsere Weiber zu bestrafen." Milton war sehr verblüfft, aber er verlangte genauere Angaben. „Schnüre sie in diese Teufelskralle," so rief der Alte. „Ich werde Dir zeigen, was ich denke. Meine Frau möge die erste sein." Da der Alte eine Zofe hatte und die andern keine besseren, so war man's zufrieden. Man rief die Frau des Aeltesten und trotz ihres Zeterns und Weinens schnürte man sie in das Pariser Korsett, indes ringsum das ganze Dorf neugierig zuschaute. Und man schnürte erbarmungslos. Als der Häuptling die Frau seines Aeltesten so gründlich eingepreßt und gepanzert sah, gab es für ihn keinen Zweifel mehr, zu welchem Zwecke das Pariser Korsett bestimmt sein mußte. Die Alte weinte und heulte, sie wälzte sich im Sande, jammerte und versteg sich zu den demütigsten Versprechungen, so daß sich alle verwunderten. „Wah!" meinte der Häuptling, „gewiß ist ein Zauber in diesem Ding. Wir werden es dazu benutzen, um alle Weiber zu bestrafen."

Und im Verlaufe einer Woche waren alle Frauen des Dorfes sanftmütig und gehorsam geworden, und der Ruhm des Wunderkorsetts drang von einer Insel zur anderen. Von den Nachbarinseln kamen Deputationen, die Milton anflehten, ihnen die „Teufelskralle" nur auf ein paar Tage zu leihen, damit auch sie daheim in ihren Dörfern die Weiber bessern könnten. Aber Milton war durch seine Macht der Welt zu bewegen, die Zaubermaschine aus seinem Dorfe zu lassen. Und so blieb das Korsett denn beim Stamme, bis es durch eifrigen Gebrauch aus dem Leime ging und bis das Dorf zu einem Paradies der Ehemänner geworden war.

Der neueste Kotillon-Scherz.

Von dem neuesten Kotillon-Scherz der Pariser, der seine Premiere bei dem letzten Ball der polytechnischen Hochschule erlebte und sich jetzt die Salons erobert, berichtet die „Revue de la Danse". Vor dem Ball werden, beinahe wie Tischkarten, kleine Zettel angefertigt, die der Hausherr an die Tänzer verteilt. Die Zettel tragen lustige Inschriften wie z. B.: „Der Herr, dessen Handschuhe nach Benzin riechen." — „Der Herr, der wegen des Büfetts gekommen ist." — „Der Herr mit dem geliehenen Frack." „Der Herr, der die Mädchen mitbringt" usw. Während des Kotillons geht der Hausherr umher, wählt eine junge Dame, konsultiert dann seine Liste und ruft mit lauter Stimme den Partner: „Der Herr, dessen Handschuhe nach Benzin riechen;" und der Inhaber dieses Zettels muß sich zum Tanze melden. Sehr oft verlieren die Tänzer bei diesem bizarren und wenig schmeichelhaften Aufruf die Fassung, es kommt zu komischen Situationen; ja, wenn es sich bisweilen ergibt, daß die Inschrift des Zettels auch nur leise, durch eine Tücke des Zufalls, indiskret der bitteren Wirklichkeit nahekommt, dann sieht man die Herren wie junge Mädchen erröten, und die Heiterkeit aller Zuschauer wird um so größer. Es ist zwar richtig, daß dieser neueste Pariser Kotillonscherz bisweilen Gefahr läuft, die Grenzen des Zartgefühls zu überschreiten, aber seine Erfolge sind trotzdem durch das stürmische Lachen bestätigt worden, die er bei den letzten Bällen überall erregte. Und besonders die Damen sind von dem Einfall entzückt und werden nicht müde, in über ihre unglücklichen Tänzer harmlos zu ämüsieren.

Luftige Ecke.

Französischer Witz.

Ein Freund des Frauenstimmrechts. „Ach, wie schade, daß wir in Frankreich keine Suffragetten haben!" — „Ja, sind Sie denn für das Frauenstimmrecht?" — „Ich? O nein. Aber ich bin Glasermeister." — O, diese Dienstboten! „Sie können sich gar nicht vorstellen, meine Teure, was ich mit den Dienstmädchen erlebe. Die letzte Köchin, die ich hatte, benutzte das Rot für meine Nägel zur Zubereitung der Hummern." — „Noch nie dagewesen. „Ja, Herr Abgeordneter, wenn Sie mich fragen, was wir durch Ihre Wahl durchsetzen wollen, da meine ich: wir möchten Ruhe haben, still arbeiten, uns nicht um Politik bekümmern und ein wenig weniger Steuern zahlen." „Aber was Sie da sagen, mein Lieber — das ist ja ein ganz neues Wahlprogramm!" — Erfolgt aufs Wort. „Na, Du trinkst den Schnaps jetzt aus einem Bordeauxglas?" „Ja, mein Arzt hat mir gesagt, ich sollte mich vor den „Gläschen" in Acht nehmen." — Ein modernes Kind. „Aber Mama, warum muß ich denn jetzt Klavier spielen lernen? Wenn ich groß bin, fahre ich doch bloß Luftschiff und Automobil." — Die treue Gattin. Frau zu ihrem Mann, der Geschworener ist: „Sprich nur ja alle angeklagten Frauen frei. Dann bin ich ruhiger."

*

* Rache ist süß. Richter: „Mir ist's doch so, wie wenn ich Sie schon öfters gesehen hätte." Angeklagter: „Gewiß, Euer Gnaden, ich habe doch Ihrer Tochter Gesangsunterricht gegeben." Richter: „Also: 3 Jahre Gefängnis."

* Aus einem englischen Gesellschaftsbericht: „Vermählt mit der ältesten Tochter des Earl of Strathmore, ist Lord Elphinstone ein großer Reisender und niemals glücklicher, als wenn er sich auf irgendeiner Jagd- oder Forschungsexpedition befindet."

* Keine Aenderung. „Bevor sie heiratete, war sie beständig auf dem Ausguck nach einem Mann." „Nun, und jetzt?" „Seit sie einen hat, ist sie immer noch auf dem Ausguck nach ihm."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 11:

a. Dame, Asche, Bein, Aesop, Acker, Hebe, Gabel, b. Name, Esche, Wein, Pfop, Oder, Rebe, Kabel, Newyork.

Wieder haben wir sowiele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

entfiel auf **Martha Tilike**, hier.

Rätsel.

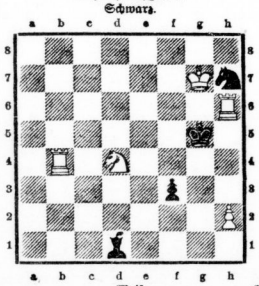
Ein Sessel breitet auf der Flur
Sich viele Meilen hin;
Doch Einer, der besitzt ihn nur,
Viel Tausend sitzen drin.
Die Schöpfung pflanzte ihn aus,
Stickt ihn mit Feld und Wald.
Mit Sonne und Landschaft, Hof und Haus,
Ein Sitz nicht bestehn, nicht kalt.

Prämie: Schillers Gedichte, geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß. (5+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 10.
Bierzäuger von F. v. Wardener in Taus.
W. Kg8, Ta4; L f5, h1; Bd3, e2, d5, d6.
Schw. Ke5; Bb6, d7, e3, h2.
1. c2—c3 b6—b5. 2. Ta4—d4 b5—b4.
3. c3—b4: Ke5—d4: 4. L f5—g7 + Matt.

Meine verehrten Hausfrauen!
Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den
Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"
als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von ... B. C., der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Überall zu haben. — Alleinige Fabrik
Robert Brandt, Magdeburg.

Willy Fuhrmann
Oberammergau im bayer. Hochgeb.
Spezialhaus echt oberbayer. imprägniert-wasserdichter Gebirgs-
Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel
für Beruf, Reise u. Sport
f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen.
Jedes Stück wird nach Mass angefertigt.
Spezialität:
Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.
Reich illustr. Katalog 11 u. Musterkollektion kostenlos.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 12 — Halle a. S., Sonntag, den 23. März — 1913

Osterfest.

Tief schlummernd lag zur Winternacht
Der Riese Erde hingestreckt.
Nun hebt sich seine Brust mit Macht.
Seht, wie er seine Glieder reckt.
Sich neu zu Tat und Lust erweckt!
Da flieh'n die bösen Gesellen behende,
Denn ihre Herrschaft ist nun zu Ende.

Vorfrühlingsgeheimnis umgaukelt die Welt,
Es schimmert das erste Saatengrün.
Es knospen die Kätzchen, es atmet das Feld,
Die Täler und Höhen beginnen zu blühn,
Und drüber die ersten Schwalben ziehn.
Denn es wandelt, gesprengt sind die eisigen Bande,
Das Wunder des Lebens durch alle Lande.

Das Wunder des Lebens, es ist auch dein,
In deiner Seele schien manches tot,
Nun wird's Tod mach; erst winzig klein,
Wächst's wieder auf des Lenzes Gebot
Und kündet der Zukunft leuchtendes Rot.
Drum hoffe! Denn mag auch alles vergehen,
Für alles kommt Ostern und Auferstehen!

Roderich Wiese.

Heimat.

Osternovellette von **Hedwig Stephan.**

Mit einem schnellen Ruck schraubte Hanna von Boyen die blakende Lampe ganz herunter, noch ein zuckendes Aufflackern — dann war es ganz finster in der niedrigen Stube.

Ach, wie wohl tat das Dunkel den schmerzenden Augen! Wie schön es war, so zu sitzen und zu träumen — und an nichts zu denken — nur ein kleines Weilchen ausruhen, bis die Augen nicht mehr so sehr brannten und die Hand den Stift wieder sicherer führte — —

Da klopfte es, und ohne Hannas „Herein" abzuwarten, steckte die Wirtin ihren unfrisierten Kopf durch die Tür.

„Fräulein, da is so einer von Elsner und Vogt wejen Osterkarten — — aber hier is es ja so duster — ick hab' doch erst jestern Petroljum uffjeschüttet — ja, für 20 Pfennig kann ich die Lampe nich jeden Tag frisch füllen, verstehn Se mir — —"

Hanna war aufgestanden und hob mit müder Abwehr die Hand.

„Die Lampe ist noch halbvoll, Frau Giesebrecht, ich komme in den Korridor — —"

Draußen stand ein halbwüchziger Bursche, der bei Hannas Erscheinen kaum an seine Mütze rührte.

„Empfehlung von Herrn Vollmar, und Sie möchten doch 'n bischen was Neues machen — die Ilxoen und die Hosen, die hätten wir immer schon jehabt. Und es fehlte noch 'ne Landschaft, aber was Orjinelles müßt' es sein — und Fräulein sollte die Karten morjen selber hinbringen, von wejen die bessere Besprechung. Ja, det wär alles für heut — 'n Abend zusammen!"

Die Wirtin hatte auf jedes Wort aufgepaßt und sah jetzt Hanna lauernd an.

„Na, die sind woll nicht zufrieden mit Ihnen? Ja, die olle Pinsela verstehn Se mir, det is schon faul — wenn die nach Ostern nicht mehr zu tun haben, sitzen Sie da und ich kann zusehen, wo ich die Miete herkriege. Jehn Se doch lieber bei de Konfektion mit Ihre nette Jelbstern-Figur — was meine Aeltste is, die Mieze, verstehn Se mir — —"

Hanna ging wortlos an der redseligen Alten vorbei in ihr Zimmer und schloß die Tür zu. Dann trat sie ans Fenster und starrte mit zuckenden Lippen auf die regennasse, unfreundliche Straße hinab.

Daß es so schwer sein konnte, so entsetzlich schwer, sich die paar Mark monatlich zu verdienen! Jetzt verstand sie erst, warum die Mutter sich so mit allen Fibern ans Leben geklammert hatte — sie wußte ja, mit ihrem Tode erlosch die schmale Offizierspension, und Hanna besaß als einziges Kapital nichts weiter, als ihre geschickte Hand, ihre rege Phantasie — und dazu, leider, eine zarte, empfindliche Natur, die sich vor den rauhen Wirklichkeiten des Lebens gern verschloß, die so ganz und gar nicht vorbereitet war, den bitteren Kampf ums tägliche Brot zu führen!

Und dann war doch alles Beten und Hoffen umsonst gewesen — eines Tages hatte das müde, sorgenvolle Herz aufgehört zu schlagen und Hanna stand mit ihren achtzehn Jahren allein in der Welt. Entfernte Verwandte, die sie beim Begräbnis zum ersten Male sah, hatten sie wohl als eine Art von unbezahltem Dienstmädchen bei sich aufnehmen wollen, aber Hannas Stolz hatte sie das ohnehin widerwillig gemachte Anerbieten ablehnen lassen. Sie würde schon allein ihren Weg finden. — Sie war ja jung und gesund und hatte so viel Zuversicht und festen Willen — — — Berente sie heute, was damals, vor einem Jahre, geschehen war? Sie wagte keine Antwort auf diese Frage.

Wieviel Widerwärtigkeiten hatte sie ertragen müssen, wieviel Demütigungen, wieviel Enttäuschungen! Sie verstand es eben durchaus nicht, „drauf zu laufen", wie eine begünstigte Konkurrentin sich einmal ausgedrückt hatte. Sie konnte sich nicht vordrängen, sie verschmähte es, sich selbst und ihre Leistungen anzupreisen, und darum war ihr so selten ein Erfolg beschieden.

Um so glücklicher hatte sie jetzt die Bestellung von Elsner und Vogt gemacht — das war eine alte, solide Firma, und wenn die Osterkarten nach Wunsch ausfielen, konnte sie vielleicht auf dauernde Beschäftigung hoffen. Mit so viel Eifer war sie bei der Arbeit gewesen — so gemüht hatte sie sich, neue humoristische oder sinnige Motive zu finden, obschon das wirklich nicht ganz leicht war — und nun diese Nachricht, die so wenig verheißungsvoll lautete!

Aber sie wußte schon, was das zu bedeuten hatte — ach, nur zu gut — ganz heiß wurde ihr Gesicht bei der Erinnerung daran — —

Sie hatte bei ihren Besuchen in der Druckerei nicht einen der Chefs selbst, sondern nur den Prokuristen, eben jenen Herrn Vollmar, gesprochen. Und das letzte Mal hatte der so merkwürdig persönliche Fragen gestellt — ob sie allein wohne — wieviel sie monatlich verdiene — ob sie gern ins Theater ginge — und ob er sie nicht gelegentlich dahin begleiten dürfe. Und anstatt eine höfliche Ausflucht zu gebrauchen, hatte sie törichterweise schroff abgelehnt, ohne ihre Entrüstung über ein so unerhörtes Ansinnen zu verbergen. Nun bekam sie die Antwort darauf — der Schluß der Bestellung war ja deutlich genug. Sie sollte selber kommen, und wenn sie Herrn Vollmars Wünschen wieder so wenig geneigt sein würde, dann war ihre Arbeit eben nicht zu gebrauchen. Dann konnte sie ja „bei de Konfektion" gehen — sie, Hanna von Boyen — vielleicht in dasselbe Geschäft wie die Mieze Giesebrecht — — im Grunde war ja alles egal.

Laut aufschluchzend warf sie sich auf das schmale Bett und preßte den Kopf in die Kissen. —

Eine Weile lag sie so in dumpfer Erschöpfung, bis die kleine Schwarzwälder Uhr scharf und hell neunmal anschlug. Da fuhr sie auf.

Herrgott, schon neun! Und morgen sollte sie die Karten abliefern — da mußte sie ja heute Abend noch fleißig sein! Was hatte der Bote doch gesagt? Eine Landschaft — ja — wenn sie die nun recht schön ausführte und versuchte, morgen den Chef selbst zu sprechen — —

Sie erhob sich, ein wenig ermutigt, zündete die Lampe wieder an und nahm ihr Skizzenbuch vor.

Aber der müde, schmerzende Kopf wollte keinen Einfall hergeben, und so die landläufigen Motive, ein Bauernhaus mit Umrahmung von Weidenkätzchen — oder ein See, ein Schwan und Kinder mit Schlüsselblumen —, das durfte sie keinesfalls bringen, wo doch gerade etwas Besonderes, Apartes verlangt wurde..

Seufzend lehnte sie sich in den Stuhl zurück, als ihr Blick zufällig auf einem kleinen Oelbild haften blieb, das gegenüber an der Wand hing. Die Heimat der Mutter stellte es dar, und „Heimat" stand, neben den Initialen des Malers, C. E., mit zierlicher Schrift in der Ecke.

Mit wieviel wehmütiger Zärtlichkeit, mit wieviel Sehnsucht hatte die Mutter stets dies Bildchen betrachtet! Und sie selbst, sie hatte es so lieb gewonnen — — das gemütliche Herrenhaus mit dem dicken, efeuumsponnenen Turm, die riesige Kastanie vor dem Portal, der Rasenplatz mit dem Bären-Postament, das ein weidgerechter Ahn zur Erinnerung an ein gefährliches Jagdabenteuer dort hatte aufstellen lassen, und hinter den dunklen Wipfeln der Parkbäume rote Dächer und ein paar schimmernde Segel. — —

Und da kam ihr plötzlich ein Gedanke. Ob sie denn das nicht malen könnte . . .? O gewiß, und eine wunderhübsche Karte mußte es werden! Eine Karte, die ihr vielleicht Glück brachte — Anerkennung — und klingenden Lohn, den sie ja so nötig hatte, ach, so bitter nötig! — —

*

In der Dämmerung des nächsten Tages ging sie mit Herzklopfen in die Druckerei.

„Die Chefs? Nein, die sind nicht zu sprechen. Herr Vogt ist verreist, Herr Elsner ist dringend beschäftigt. Aber Herr Vollmar, der hat doch die Karten-Abteilung. — So, so, ja dann müssen Sie die Sachen hierlassen — in den nächsten Tagen bekommen Sie Bescheid."

Zögernd, zitternd stand Hanna von dem bärbeißigen Cerberus, der ihr diese Auskunft erteilte. Sie wußte, wenn jetzt Herrn Vollmar die Karte übergeben wurde, war alles verloren.

„Könnte denn nicht vielleicht Herr Elsner sich die Arbeit wenigstens ansehen?" bat sie leise. „Ich will ja gern warten, und wenn es auch sehr lange dauert!"

Der alte Diener sah ihr blasses Gesicht und die flehenden Augen und fühlte etwas wie eine mitleidige Regung.

„Na, gehen Sie schon her — wollen mal schauen, was sich tun läßt."

Damit verschwand er hinter der ledergepolsterten Tür, und als er nach wenigen Augenblicken wiederkam, warf er ihr einen merkwürdig Staunen-forschenden Blick zu.

„Herr Elsner läßt bitten, Fräulein!"

Mit unsicheren Schritten betrat Hanna den matterhellten Raum und schaute voll ängstlicher Er-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130323027/fragment/page=0001

Wartung zu dem grundbärtigen Mann am Schreibtisch hinüber, der jetzt den Kopf nach ihr wandte.

„Sie haben mir eine Osterkarte zur Reproduktion angeboten, mein Fräulein — die Karte stellt das Deggendorfer Herrenhaus dar. Darf ich fragen, auf welche Weise das Original in Ihren Besitz gekommen ist?"

Hanna fuhr zusammen. Wie konnte er wissen —?

„Das Bild ist mein!" antwortete sie mit bebenden Lippen. „Ich heiße Hanna von Boyen — Deggendorf ist die Heimat meiner Mutter gewesen."

Da — was war das? Der Mann am Schreibtisch sprang auf, ließ die elektrische Krone aufflammen, so daß sie im hellen Licht stand, und kam erregt auf sie zu.

„Was sagen Sie da? Ihrer Mutter? Dann waren Sie ja — mein Gott, ist es denn möglich —? Ja, ja, das sind ihre Augen, ihr blondes Haar — nur — ich begreife nicht — Sie arbeiten für Geld — und Ihr Vater — Ihre Mutter — — erklären Sie mir doch — —"

Aber mitten im Satz brach er ab, führte Hanna zu einem Sessel und strich sanft über ihre Hand.

„Verzeihen Sie mir, — ich habe Sie erschreckt! Als mir ist es ja, Ihnen zu erklären, woher ich die Berechtigung zu solchen Fragen nehme. Das Bild, das Sie besitzen, habe ich gemalt und es „Heimat" genannt; meine Initialen, E. E., Erich Elsner, stehen darunter. Mehr als 25 Jahre ist das nun schon her — ich war damals Gast Ihrer Großeltern in Deggendorf, und es erschien meinen jungen unverwöhnten Augen wie ein Paradies. Aber das Schönste darin war doch Lisa von Deggendorf — sich sehe sie noch vor mir in ihrem lichten Kleid und den weichen blonden Locken."

Er schwieg und starrte vor sich hin. Dann fuhr er langsam fort:

„Ich habe Ihre Mutter sehr, sehr lieb gehabt, mein Kind. Ob sie es geahnt hat — ich weiß es nicht; ihr Herz gehörte dem andern, dem schönen, glänzenden Offizier — wie konnte ich, ein simpler Malersmann, mit ihm in die Schranken treten? Als sie sich verlobten, verließ ich Deggendorf; das Bild sollte eigentlich eine Erinnerung für mich sein, aber sie bat mich darum, und ich schenkte es ihr ja so gern! Seitdem hörte ich nichts mehr von ihr, nichts mehr von Deggendorf und nun, nun sagen Sie mir um Gotteswillen, was ist geschehen — wie konnten Sie in diese Lage geraten —?"

Hanna senkte den Kopf und faltete die Hände ineinander.

„Deggendorf kam unter den Hammer — und Großvater starb bald danach —" sagte sie leise. „Näheres weiß ich nicht, Mutter weinte immer so sehr, wenn sie davon sprach, und deshalb fragte ich nicht weiter. Und Vater —" sie stockte mit einem wehen Zucken um den Mund — „er mußte den Abschied nehmen, und das hat ihn wohl entmutigt und verbittert — für einen bürgerlichen Beruf paßte er gewiß gar nicht — er ging in die Kolonien — und ein Jahr später bekam Mutter die Nachricht von seinem Tode."

Erich Elsner hatte gespannt zugehört. „Aber Ihre Mutter, nicht wahr — sie ist doch noch am Leben?" kam es stockend, atemlos von seinen Lippen.

Und als Hanna stumm den Kopf schüttelte und in Tränen ausbrach, barg er erschüttert das Gesicht in den Händen.

Aber rasch richtete er sich wieder auf, und sein Blick umfaßte mit unendlicher Zärtlichkeit Hannas feine Gestalt.

„Weinen Sie nicht so, mein liebes, armes Kind! Sie haben viel verloren, aber ich will versuchen, es Ihnen zu ersetzen, wenn Sie mir die Erlaubnis geben. Ich habe im Grunde ein recht einsames, armes Leben geführt, Hanna — Arbeit und wieder Arbeit von früh bis spät, bejahte Leute um mich und keiner, der zu mir gehörte, der mich brauchte, der sich freute, wenn ich heim kam! Und jetzt, wenn ich das Bildchen ansehe und Sie — Lisas Tochter — mir ist, als wäre ich auferstanden, als käme meine Jugend, mein Frühling noch einmal zurück! Wollen Sie bei mir bleiben Hanna — wollen Sie sich mir schenken zum Osterfest?"

Hanna war nicht imstande, zu antworten; der Uebergang von Leid zur Freude war zu plötzlich, ging überwältigend. Sie sollte nicht mehr in Verlassenheit und Dürftigkeit leben, sollte einen väterlichen Freund haben — einen Beschützer.

Sie erhob sich, ging schwankend ein paar Schritte vorwärts, streckte die Hände aus, und im nächsten Augenblick fühlte sie sich fest umschlossen von den Armen des gütigen Mannes, an dessen Herzen sie eine neue Heimat gefunden hatte.

Anonym.

Eine lustige Ostergeschichte von **Marie Stahl.**

„Hurra Ostern! Ich schlage vor, wir vermeiden in diesem Jahr die üblichen Onkel- und Tantendiners am ersten Feiertag, laden uns Malli ein zum Festbraten und machen hernach mit ihr einen hübschen Ausflug."

„Sooo? Malli willst du einladen? Mir scheint, es geht nicht mehr ohne Malli! Sie war jeden Sonntag bei uns. Ich halte es für viel notwendiger, Dr. Zabel zu bitten, du bist es ihm geradezu schuldig."

„Ah, Dr. Zabel! Für dich gibt es wohl kein Vergnügen mehr ohne ihn? Und ich soll daneben sitzen und zusehen, wie er bei den Hof macht. Das ist wirklich eine Zumutung!"

„Aber deinen Flirt mit Malli anzusehen, ist wohl keine Zumutung für mich? Uebrigens denkt Zabel gar nicht daran, mir den Hof zu machen. Das besteht nur in deiner Phantasie."

„Zeit wann habe ich denn einen Flirt mit Malli? Das besteht auch nur in deiner Phantasie. Ihr Frauen seid immer gleich neidisch, wenn eine andere auch hübsch und liebenswürdig ist."

„Soooooo? Ihr Männer seid tausendmal schlimmer! Selbst Ernen besten Freund darf man nicht einmal ansehen, dann plagt Ihr schon vor Eifersucht. Einfach lächerlich macht Ihr Euch!"

„Na weißt du, deine Eifersucht auf Malli kann ich auch nicht tragisch nehmen, die ist erst recht lächerlich."

„Das ist zu arg. Du beleidigst mich!"

„Und du bist albern!"

„Und ich fahre Ostern zu Mama!"

„Und ich mache eine Autotour mit Borchardt!"

Die junge Frau stürzte zornig schluchzend zur Tür hinaus, die hinter ihr geräuschvoll ins Schloß fiel.

Amtsrichter Bernhardi ging ein Weilchen pfeifend im Zimmer auf und ab, dann nahm er Hut und Ueberzieher und verließ das Haus.

Die ganze Osterfreude war ihm verdorben. Man kann es noch so gut meinen, es ist kein Auskommen mit den Frauen, sie sind immer Spaßverderber, räsonnierte er innerlich. Und dann ging er in ein Lokal, wo er keine Bekannten traf, und trank ein paar Schoppen. Als er es verließ, war seine Stimmung umgeschlagen, es lag ihm leid, seine kleine Frau gekränkt zu haben.

Auf den Straßen herrschte die Vorfreude auf das Fest. Das Leben schmetterte seine lautesten, fröhlichsten Fanfaren bis in die engsten Gassen, und das bunte Gewühl war förmlich elektrisch geladen mit froher Erwartung und Spannung auf kommende Freuden und Genüsse. In den Schaufenstern blühte ein holder Märchenfrühling. Osterhase und Osterlamm im Verein mit goldgelben Küken schlangen den Reigen um das Osterei, das in allen Variationen, die von der Kunst ersonnen werden können, prangte, und die duftigsten Blüten des Lenzes schmückten diesen Märchenspuk. Das sprach alles so lockend und lieblich vom trauten deutschen Heim mit seinen innigen Freuden, daß einem das Herz warm wurde.

„Ich muß doch mein Frauchen wieder versöhnen", dachte Amtsrichter Bernhardi, und er ging in ein Blumengeschäft und kaufte ein prachtvolles Osterei, das ganz aus blauen Hyazinthenblüten zusammengesetzt war und auf dem blaßblauen Atlasband in goldenen Lettern die Widmung trug: „Von deinem treuesten Verehrer." Er ließ dieses zarte Angebinde direkt vom Geschäft an seine Frau schicken und freute sich in Gedanken auf ihre Ueberraschung. Dann ging er zu Dr. Zabel und lud ihn persönlich zum morgigen Festbraten. Bei Zabel traf er noch einen guten alten Bekannten, und es wurde eine fidele Partie Skat daraus.

Melanie, sein Frauchen, war unterdessen falls in die Stadt gegangen, einige notwendige Besorgungen zum Fest zu machen, und angesichts der allgemeinen Osterfreude konnte auch sie nicht kalt bleiben. Sie bereute ihren raschen Zorn, telephonierte an Malli eine Einladung zum Osterbraten und, um noch mehr glühende Kohlen auf das Haupt des Gatten zu sammeln, kaufte sie in einem Delikatessengeschäft ein reizendes Körbchen, das eine kleine Büchse Kaviar und einen guten alten Schnaps enthielt. Sie ließ das Körbchen, an ihren Gatten adressiert, vom Geschäft aus nach Hause schicken.

Kaum war sie wieder heim, da kam das Osterei aus dem Blumengeschäft.

Sie erschrak ein wenig, als sie es aus dem Seidenpapier wickelte.

„Himmel, das ist von Zabel! Von wem sollte es sonst sein? Es ist ja furchtbar nett von ihm, aber" — dachte sie, und als sie die Widmung betrachtete, wurde sie lüstern rot. Es freute sie heimlich, die Huldigung machte ihr Spaß, und gern hätte sie Malli gegenüber ein bißchen damit renommiert, denn Malli bildete sich ihrer Meinung nach ein, daß keine andere Frau neben ihr angesehen würde. Aber eigentlich ging Zabel doch ein bißchen zu weit, und es wäre ihren Gatten nur in seiner Eifersucht bestärken. Jedenfalls konnte sie sich auf eine neue Szene gefaßt machen, und das wollte sie doch lieber vermeiden.

Es war schade um das reizende Osterei, sie betrachtete es noch einmal mit Bedauern und versteckte es dann im Wäscheschrank. Sie nahm sich vor, Zabel unter vier Augen den Kopf zurechtzusetzen.

Der Amtsrichter kam etwas verspätet von seiner Skatpartie heim, und Melanie schlief bereits. Darum wollte er sie nicht mehr stören. Er hatte telephonisch sein Ausbleiben entschuldigt. Als er am folgenden Morgen sein Arbeitszimmer betrat, ehe sie auf war, fand er das Körbchen aus dem Delikatessengeschäft auf seinem Schreibtisch. Er erfuhr von dem Mädchen, daß es aus dem Geschäft für ihn abgegeben sei.

Donnerwetter, das hatte natürlich Malli geschickt! Das sah ihr so ähnlich. Furchtbar nett von ihr, aber — das würde doch Melanie nur in ihrer Eifersucht bestärken. Jedenfalls gäbe es eine Szene, das wollte er lieber vermeiden. Er versteckte das Körbchen in seinem Aktenschrank und befahl dem Dienstmädchen, der gnädigen Frau nichts davon zu sagen, es sei eine Ueberraschung.

Melanie war ein Langschläfer, sie kam, wie üblich, verspätet zum Frühstück. Beide Ehegatten sahen mit Spannung der ersten Begrüßung entgegen.

„Sie wird mir doch gewiß um den Hals fallen", dachte Paul Bernhardi. Und ebenso dachte Melanie.

Aber nichts geschah. So wurde die Unterhaltung einsilbig und frostig. Sie glaubten sich beide mit ihrem Liebeswerben verschmäht.

„Ich beiße mir lieber die Zunge ab, ehe ich mein Geschenk erwähne", dachte Melanie. „Jetzt tut es mir leid, daß ich auch noch Malli einlud."

„Bedanken konnte sie sich doch wenigstens, wenn sie sich auch nichts daraus macht!" dachte Bernhardi.

Bald nach dem Frühstück verließ er das Haus zu einem Osterspaziergang, und Melanie blieb gekränkt und empört über seinen Undank zurück. Er kam kurz vor dem Mittagessen heim, und gleich darauf klingelte es. Ueberraschenderweise kamen Zabel und Malli zusammen, strahlend vor Glück und etwas geräuschvoll in ihrer Freude.

„O du selige, o du fröhliche Osterzeit", rief Zabel, seinem Freund Bernhardi um den Hals fallend. „Es ist die schönste Zeit zum Verlieben und Verloben — und das haben wir beide heut in aller Frühe besorgt. Ich stelle Malli als meine liebe Braut vor!"

Das gab einen Sturm von Beglückwünschungen und Begrüßen und sich Herzumdarn. Malli wanderte von einem Arm in den anderen und zuletzt umarmte sich alles.

„Nun, dann kann ich Ihnen auch für das schöne Osterei danken, ohne Furcht, daß mein Mann Sie totschießt!" rief Melanie lachend, denn sie wollte doch ihre kleine Rache haben. Aber zu gleicher Zeit hatte der Amtsrichter ausgerufen:

„Dann darf ich dir, liebe Malli, wohl auch für das winzige Körbchen danken, mit dem du mich heut früh überraschen liegst, ohne Furcht, daß Melanie dir die Augen auskratzt."

„Was sagst du? Das Körbchen ist ja von mir!" rief jetzt Melanie, und zugleich schrie ihr Gatte: „Aber das Osterei habe ich dir ja geschenkt!" Und nun lagen sich die Ehegatten in den Armen.

„Du Lieber, Guter, wenn ich das gewußt hätte!" jubelte Melanie, „ich habe es im Wäscheschrank versteckt und wollte es zurückgeben."

„Mein süßer Engel, hätte ich das gewußt! Meines ruht im Aktenschrank versteckt, und ich wollte es nur heimlich vertilgen, um dich nicht zu kränken", gestand der Amtsrichter.

Gelächter und Jubel wollten nicht enden. Es folgte ein sehr fideles Festmahl, und später schwärmten die beiden glücklichen Paare hinaus in die blühende, knospende Frühlingswelt, wo die Natur ihr großes Auferstehungsfest feierte.

Frau Eva liest einen Roman.

Von **Karl Ettlinger** (München).

Den Roman „Der süße Spaß" mußte man einfach gelesen haben. Nicht nur der Autor und der Verleger, nein, alle Welt behauptete, der „süße Spaß" sei das Buch des Jahres. In allen Kaffeekränzchen, in allen Gesellschaften wurde der Roman diskutiert, wer irgendwie Anspruch auf das Prädikat „Mitmensch" erhob, mußte ihn kennen, und es war einfach ausgeschlossen, daß zwei mondäne Sterbliche zusammenkamen, ohne daß alsbald in ihren Gesprächen der „süße Spaß" zu zwitschern anhob.

Also fühlte sich auch Frau Eva verpflichtet, den neuen Roman zu lesen. Ich bitte Sie, man ist doch gebildet! Frau Eva konnte über alle Themata mitreden, von der Veda der Brahmanen bis zum Hosenrock, und gar über Nietzsche verstand sie, wenn sie ihn nicht gerade mit Dostojewski verwechselte, so schwerverständlich zu plaudern, daß man direkt annehmen konnte, sie habe den Zarathustra nie aus der Hand gelegt. Nur über den „süßen Spaß" war sie noch nicht orientiert, und deshalb verschaffte sie sich den Roman auf einem für Deutschlands Frauen nicht mehr ungewöhnlichen Wege: sie ließ ihn sich von ihrer Freundin Emma, die ihn von ihrer Freundin Paula geputzt hatte, welche in einer Leihbibliothek abonniert war.

Und alsbald stürzte sich Frau Eva mit Feuereifer auf die Lektüre.

Schon in der Trambahn hatte sie die wesentlichsten literarischen Besonderheiten des Romanes festgestellt: daß er 437 Seiten dauerte und daß er nicht illustriert war.

Zu Hause aber schraubte sie die Lampe auf „traulliche Dämmerung" herab, setzte sich anmutig in den Schaukelstuhl, nahm den „süßen Spaß" in ihre wohlgepflegten Hände und — schlug die letzte Seite auf.

Da stand zu lesen: „Richard aber schlang seinen nervigen Arm um Agathens schlanke Taille, und indem ihre Blicke tief ineinander tauchten, flüsterte er: „Nun werden wir uns niemals mehr trennen, mein süßer Spatz!" So schritten sie dem Glücke entgegen!"

„Aha", dachte Frau Eva, „sie kriegen sich! Der Roman geht gut aus. Das ist mir sehr angenehm. Immer diese traurigen Sachen, das wird einem auf die Dauer zu dumm! Den Roman werde ich weiter lesen! Wie heißt doch der Verfasser?"

Sie setzte den Schaukelstuhl in wiegende Bewegung und beschäftigte sich mit dem Titelblatt. „Kaximir Winter."

„Das ist sicher ein Pseudonym! Kasimir heißt man doch heutzutage nicht mehr. Wie alt mag der Verfasser wohl sein? Oh er schon verheiratet ist? Jedenfalls ist das Buch sehr interessant. Ich habe schon lange nichts so Interessantes mehr gelesen. Aber jetzt muß ich wirklich mit der Lektüre anfangen!"

Da — jetzt raucht die Lampe schon wieder! „Martha, wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, die Lampe muß jeden Tag geputzt werden! Und tun Sie heute abend nicht wieder so viel Oel an den Tomatensalat! Mein Mann kann das nicht vertragen!"

Als die Lampe geputzt war, begann Frau Eva endlich Seite eins des „süßen Spatzes" zu studieren. Sie war schon lange nicht mehr so gut auf das Buch zu sprechen wie vorhin in der Trambahn. Vierhundertsiebenunddreißig Seiten — diese Autoren weinen wohl, man hatte keinen Haushalt! Und daß sie sich am Schlusse kriegen, — wie alltäglich! Wenn sie sich doch am Schluß bekommen, weshalb brauchte man dann erst den ganzen Roman zu schreiben? Dann ist doch alles in der schönsten Ordnung. — Freilich, die Frau Geheimrat hatte gesagt, sie hätte bei dem Buch geweint; sie schäme sich durchaus nicht, es zu gestehen: sie habe geweint.

„Es muß doch ein gutes Werk sein! Ich bin riesig neugierig drauf! Und Kasimir heißt er!"

Also Seite eins: „Ein herrlicher Frühlingstag lag über dem kleinen Gärtchen. Die ersten Veilchen blühten und sandten ihren feinen Duft" — Frau Eva rümpfte die Nase. Gott, wie langweilig! Das kannte sie: wenn erst einmal so ein herrlicher Frühlingstag über einem kleinen Gärtchen zu liegen beginnt, dann hört er die nächsten fünf Seiten nicht auf! Ueberhaupt diese Schilderungen! Die überschlägt man doch! Diese Seiten, auf denen der Text immer so fortlaufend gedruckt ist, — die liest man einfach nicht! Aber die anderen Seiten, wo immer Rede und Gegenrede abwechseln, die Seiten mit den vielen Gänsefüßchen, — ja, das ist ganz was anderes! Die verschlingt man geradezu. Das Uebrige kann man sich dann schon dazu denken.

Schwupp, hatte Frau Eva Seite 76 aufgeschlagen.

Ah, da schien es dramatischer zuzugehen: „Ist dies dein letztes Wort?" schrie Bertram und sah sie mit gehässigen Augen an.

„Bertram. Wer mag das sein?" dachte Frau Eva. „Nun ich werde schon dahinter kommen. Jedenfalls bin ich froh, daß er kein herrlicher Frühlingstag ist."

Und bis Seite 78¼ las sie in einem Zuge. Dann freilich hielt sie plötzlich auf Seite 216.

Denn es stand früh: „Ueber Bertram konnte die Frau Geheimrätin nicht geweint haben. Unmöglich. Dieser Bertram schien ein ganz eitler Geselle zu sein! Frau Eva nahm sich vor, die Kapitel, in denen Bertram vorkommt, glatt zu überschlagen. Worüber aber konnte die Frau Geheimrätin nur geweint haben? Auch Seite 216 gab keinen Aufschluß darüber. Auf dieser Seite war lediglich die Rede von Seelenschmerzen, die irgend eine Eugenie hatte.

Seelenschmerzen läßt Frau Eva prinzipiell aus. Seelenschmerzen sind noch ausgiebiger als Frühlingstage. Unter zehn Seiten gibt es in diesen modernen Romanen überhaupt keine Seelenschmerzen mehr.

Hingegen fiel bei dem Wort Seelenschmerzen infolge einer unerklärlichen Gedankenverbindung Frau Eva brühwarm ein, daß ihr Vetter Gustav ja morgen Geburtstag hatte. Schleunigst setzte sie sich an den Schreibtisch und verfaßte einen Gratulationsbrief! Man weiß nie, was man darin schreiben soll. Um Gottes: man plappert ein wenig von sich selbst. Und so schrieb Frau Eva unter anderm: „Ich lese eben mit großer Spannung den neuen Roman von Kasimir Winter: „Der süße Spatz". Er ist wundervoll, nur so furchtbar aufregend. Es kommen so viele Seelenschmerzen darin vor. Hätte ich das vorher gewußt, hätte ich ihn mir nicht gekauft."

Nachdem der Brief erledigt war, hockte sich Frau Eva wieder in den Schaukelstuhl. Diesmal aber begann sie wirklich, ernsthaft zu lesen. Auf Seite 39 fing sie an. Es handelte sich da um eine Frau Leiprecht, die eine kleine Rente hatte. Sehr nett geschildert war das. Man sah die Frau Leiprecht ordentlich vor sich, wenn man die Augen schloß.

Frau Eva schloß die Augen. Drei Sekunden lang. Dann hatte sie genug von Frau Leiprecht, blätterte um, zehn Seiten, zwanzig Seiten, dreihundertfünfzig Seiten, und las auf Seite 389 weiter. Wort für Wort bis zum Schluß.

Und als sie wieder bei der Stelle angelangt war, wo Richard mit dem süßen Spatz dem Glücke entgegenschritt, da sprang sie tief ergriffen ans Telephon und verkündigte ihrer Schwägerin Lisbeth: „Du? Du wolltest doch den Roman „Der süße Spatz" gelesen haben? Ich schicke ihn Dir morgen vormittag durch Martha. — Wie er mir gefallen hat? Om, was Besonderes ist's nicht! Das heißt: an einer Stelle habe ich weinen müssen; ich schäme mich nicht, es zu gestehen: ich habe weinen müssen. — Wie? Das macht gar nichts. Du kannst das Buch ruhig ein paar Wochen behalten! Adieu!"

So liest Frau Eva Romane. Es ist erschrecklich, und es ist, weiß Gott, nur ein Glück, daß Frau Eva vereinzelt dasteht, daß sie kein Typ ist. Nicht wahr, gnädige Frau?

Psychologie der Kleidung.

Nicht nur die großen Maler, wie Arnold Böcklin, Lenbach, Schuster-Woldan u. a. haben sich über die Farben in der Frauenkleidung und ihre seelische Symbolik ausgesprochen, sondern auch die Dichter haben sich mit einer derartigen Psychologie befaßt. Gerade heute spielt die Farbe eine größere Rolle als jemals, man lanciert nicht mehr eine oder zwei Modefarben für die Saison, sondern überläßt den Damen unbeschränkte Farbenfreiheit und das gewiß aus gutem Grunde. Schon Honoré de Balzac, bekanntlich einer der tiefgründigsten Frauenkenner, hat die Seelenwerte der farbigen Kleidung sozusagen in ein philosophisches System gebracht. Die Marquise von Lafare erschien auf einem Balle in einem grellroten Krepkleide. Der Gräfin Valmont, die darüber sehr erstaunt war, erklärte Balzac: „Das finde ich ganz begreiflich, man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wollte man sich darüber wundern, daß eine Frau, wie die Marquise von Lafare, diese auffällige, lärmende Farbe gewählt hat. Jeder Charakter, aber wenn Sie wollen Geist, wählt sich eine Farbe, die ihm analog ist. Sie können mit ziemlicher Bestimmtheit bei den Frauen, die orange, amaranth- oder granatfarbige, gelbe, fast- und geisigrüne Kleider tragen, auf ein törrisches, zänkisches Wesen rechnen. Trauen Sie denen nicht, welche Violett lieben, noch weniger denen, welche helle Hüte tragen, und meiden Sie die, welche sich in Schwarz zu kleiden pflegen. Diese Farbe wird mit Recht eine kabbalistische genannt; man muß sich gern den düstersten, unglücklichsten Gedanken hingeben, um sich mit schwarzem Flor und Glitter aufzuputzen. Weiß ist die Farbe der Charaktere, die keinen Charakter haben; Frauen, die sie tragen, sind fast alle kokett. *Erinnern Sie sich, was man von der Kaiserin Josephine, von Madame Tallien, von Frau Recamier erzählt? Sie erschienen immer in Weiß. Rosa wird von den Frauen gewählt, welche ihre fünfundzwanzig Jahre und darüber zählen. Junge Mädchen von fünfzehn Lenzen wollen höchst selten diese Farbe; sie ziehen die dunklere vor, ohne einen anderen Grund, als weil sie den vornehmen Ton noch nicht kennen, und weil die Jugend aus Mangel an Nachdenken und Erfahrung die Welt immer im falschen Lichte sieht. Im allgemeinen — denn merken Sie wohl, mein System hat, wie alle feine Ausnahmen — im allgemeinen sind die Frauen, welche Rosa den anderen Farben vorziehen, munter, geistreich, äußerst liebenswürdig, ferner lebenstroh und umgänglich, und haben nichts von der ewigen Laune, die uns an den dunkelgekleideten mißfällt. Himmelblau ist die Farbe der „schönen" Frau; himmelblau liebt man in jedem Alter, und jedem Alter steht es gut. Diejenigen, welche diese Farbe wählen, sind meist sanft und nachdenkend. Persianer ist die Farbe derselben Naturen, wenn sie traurig oder unglücklich sind. Man geht rosenrot- und blau

Kostspielige Ostereier.

Das Osterei ist aus einem einfachen Symbol, das in bescheidenster Form dargereicht wurde, allmählich zu einem Gegenstand des Luxus geworden. So waren die Eier, die Ludwig XV. beim Osterfeste austeilte, von den größten Künstlern mit erlesenen Miniaturen geschmückt. Watteau und Lancret und die anderen Schöpfer der leichten Rokokograzie dünkten sich nicht zu gut, um ihre Kunst auf der gebrechlichen Schale zu zeigen, und zwei solche, heute unbezahlbarer Eier, die von Watteaus Meisterhand geziert sind und die der Tochter Ludwigs XV., Mme. Victoire, geschenkt worden waren, werden im Museum von Versailles aufbewahrt.

Der höchste Aufwand beim Verschenken von Ostereiern wurde jedoch erst während des zweiten Kaiserreiches Mode. Ostereier, deren Inneres Kostbarkeiten im Werte von 20—50 000 Franken bargen, waren damals nichts Ungewöhnliches. Ein reicher, junger Vicomte überreichte z. B. der Dame seines Herzens am Ostermorgen ein goldenes Ei, das ein eng zusammengepreßtes Bündel von Banknoten im Werte von 100 000 Franken umschloß. Wie überall, schoß aber auch hier Napoleon III. den Vogel ab, indem er zu Ostern 1862, der Kaiserin Eugenie ein goldenes Ei überreichte, auf dem in Diamanten der Namenszug der Kaiserin erglänzte. Darinnen befand sich ein herrliches Halsband aus den schönsten und köstlichsten Perlen, das 500000 Franken gekostet hatte.

Kostspielig sind auch die Ostereier, die sich als riesige Attappen darstellen. So verehrte ein Kammerherr am Hofe Napoleons III. einer Schauspielerin ein Osterei, das das größte Aufsehen hervorrief. Es bestand aus einem gewaltigen eiförmigen Kristallbehälter, auf dessen blauem Samtbekleidung unzählige von einem Pfeil durchbohrte Herzen in kunstvoller Goldstickerei leuchteten. Das riesige Paket wurde in den Hof des Hauses der Dame gebracht, und als man es hier öffnete, sah sie zu ihrem Entzücken im Innern eine reizende, kleine Equipage mit zwei anmutig angeschirrten Ponys und einem Groom in voller Livree, der majestätisch auf dem Bock saß und nur der Befehle seiner Herrin harrte. Die Dame brauchte nur im Fond des Wagens Platz zu nehmen, um sogleich in dieser eigenartigen Gabe des Osterhasen eine Spazierfahrt zu machen.

Eine ähnliche Ueberraschung bereitete ein amerikanischer Millionär seiner Gattin, indem er ein riesiges Osterei bauen ließ, aus dem dann auf seinen Wink ein prachtvolles Luxusautomobil herausfuhr. Nicht selten verbergen sich auch lebende Ostergrüße unter diesen merkwürdigen Eierschalen. So wurde z. B. dem Kaiser Franz Josef ein großes Osterei vor einigen Jahren übersandt, das man mit einigem Mißtrauen „abpellte". Es enthielt aber einen reizenden, vergoldeten Käfig in Cittern, in dem ein Star mit lustigem Gesange das Licht begrüßte. Das Tierchen war abgerichtet, so daß es eine ganze Reihe bekannter Melodien flöten konnte, und ein beigefügter Brief des ungenannten Verehrers des Kaisers sprach die Hoffnung aus, daß der Vogel, an dessen Abrichtung er ein Jahr gewandt habe, dem Herrscher ein kleines Ostervergnügen bereiten werde. Andere solcher Attrappen, wie sie besonders in England bisweilen von Verehrern an ihre Schönen gesandt werden, enthielten etwa zwei weiße Kaninchen mit rosigen Augen oder eine Maus, die verängstigt aus der Hülle hervorsprang.

Die Ehrbarkeit seiner kostspieligen Ostergabe betonte ein englischer Lord, der vor einigen Jahren bei einem berühmten Londoner Konditor ein gigantisches Osterei aus Schokolade anfertigen ließ, das für seine Braut, die Tochter eines industriellen nischen Millionärs, bestimmt war. Dies Ungetüm von 3 Metern Höhe und einem Durchmesser von 1,50 Metern, in dessen Höhlung ein Mensch auf einem Sessel bequem Platz nehmen konnte, erhielt als süße Füllung nicht weniger als 1000 Pfund Bonbons. Um es an den Bahnhof zu bringen und dann in Southampton an Bord zu schaffen, war eine besondere Tragbahre konstruiert, die auf den Schultern von sieben Männern ruhte. Die Kosten des Transportes nach Amerika waren außerordentlich hoch, weil das zerbrechliche Riesengebilde in einem eigenen Raum an Bord untergebracht werden mußte. So wurde das Geschenk, das selbst nur die Kleinigkeit von 10 000 M. kostete, sehr bewundert.

Die hübsche Mode, Eier aus Blumen herzustellen, die mit großer Kunst so gebunden werden, daß sie die ovale Form genau wiedergeben, hat einen neuen Luxus hervorgerufen. Es werden nämlich Ostereier aus seltenen Orchideen verschenkt, die mehrere Tausende von Mark kosten können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130323027/fragment/page=0002